



ROGER WILLEMSEN

WER
WIR
WAREN

S. FISCHER



Roger Willemsen

Wer wir waren

Zukunftsrede

 | E-BOOKS

Inhalt

- [...] Wir erwachen im [...]
- Wer wir waren
- Editorische Notiz

[...] Wir erwachen im Goldenen Zeitalter der Ruhelosen und werden sagen können: Wenn wir in den Städten auf die Straße traten, hatte der Kampf um unsere Aufmerksamkeit schon eingesetzt. Die Fassaden schrien uns an, die Nackten umgarnten uns in den Auslagen, immer gab es etwas Hingeräkeltes, Schmeichlerisches, das uns besser gefallen wollte als

alles sonst auf der Welt. Alles
Großaufnahme, alles äußerste
Steigerungsform, und wir
dazwischen, die umkämpften
Abgekämpften.

Dass wir nicht mehr
können, erliegen, dass wir
unrettbar sind, in der
Kapitulation leben, das sagten
wir nicht, wir fühlten es bloß,
und es gab Waren dagegen,
käufliche Stimmungen und
Versprechen. Der Mensch für
sich, er hat sein Recht

verwirkt, es auch draußen zu sein. Die Außenwelt betritt er nur unter Verzicht auf dieses aufgeriebene, kaum mehr souveräne Ich.

Und mehr noch: Wir leben als die neuen Menschen mitten in einer Multiplikation der Aufmerksamkeitsherde. Fahren, Essen, Mailen, Musikhören, Schreiben, Nachrichten-Aufnehmen, all das vollzieht sich im selben Zeitabschnitt. Wir wissen es,

wir horten eine Art schlechtes
Gewissen angesichts unserer
Flüchtigkeit und kultivieren
sie weiter, die flache
Aufmerksamkeit, die jedes
Detail darin weniger
prägnant, auch weniger
beeindruckend erscheinen
lässt.

Neu ist vielleicht nicht der
Mensch, der neugieriger auf
die Uhr schaut als ins Gesicht
der Ehefrau. Neu ist nicht
einmal jener, der auf den

Bildschirm interessierter
blickt als auf die Welt und von
»virtueller Welt« spricht,
damit sie der alt-analogen
wenigstens noch semantisch
gleiche. Neu ist eher jener
Typus des »Second-Screen-
Menschen«, dem der eine
Bildschirm nicht mehr reicht,
der ohne mehrere
Parallelhandlungen die Welt
nicht erträgt und im Blend der
Informationen, Impulse und
bildgeleiteten Affekte sich

selbst eine Art behäbiger Mutterkonzern ist, unpraktisch konfiguriert und irgendwie fern und unerreichbar.

Wir machten dabei nicht der Gegenwart allein den Prozess, sondern unserer eigenen Anwesenheit. Wir fanden, die Räume seien es nicht wert, dass man in ihnen verweilte, wir selbst fühlten uns nicht gemacht, hier zu sein und zu bleiben. Selbst im

öffentlichen Raum schwinden
ja die Transit-Zonen des
reinen Wartens, die Fristen
der nicht-effektiven Zeiten,
der drohenden
Selbstversenkung werden
knapp. Musik fällt ein, Bilder
strömen, Informationen
schwirren aus, ungerufen.

Dauernd öffnen sich neue
Räume und in diesen wieder
neue, des Konsums, der
Serviceangebote, und die
Apparate emanzipierten sich:

Was dazu da gewesen war,
eine Sprechverbindung zu
eröffnen, war plötzlich ein
Spiegelkabinett, vollgestopft
mit Bildern. Ganze Daten-
Halden führten wir mit uns,
sinnvoll-sinnlos, nützlich-
nutzlos geballte
Nachrichtenkomplexe,
Kaufanreize,
Orientierungsangebote,
Wellnessofferten.

Was ein Telefon gewesen
war, wurde ein

Zentralrechner, was ein Hemd war, ein Thermometer, ein Haus wurde eine Komfort-Maschine. Alle Modifikationen mündeten in dieser großen Bequemlichkeit und Verfügbarkeit, die wir kurz genossen, dann kaum mehr empfanden und durch einen neuen Lebenszustand ersetzten: die Überforderung, die Abstumpfung, die Kapitulation vor der Entmündigung. Ja, wir

brannten aus in all der
Reibungslosigkeit.

Wer wir waren

Es ist jetzt fünf bis sieben Millionen Jahre her, da trennten sich die Hominiden von den afrikanischen Affen. Einstimmig. Südafrika war zu dieser Zeit nicht Savanne, sondern tropischer Regenwald, und da die größten Schöpfungsmythen

der Welt nicht zufällig im Wald beginnen, finden sich hier auch die ersten Fußspuren des biologischen Menschen: die Spuren kleiner Füße, denn wer durch die Wipfel kletterte, benutzte vor allem die Hände. Als der Wald aber ausdünnte, musste die afrikanische Baumbewölkerung auf den Boden kommen und der Welt den aufrechten Gang beibringen.

Vor ungefähr 3,5 Millionen Jahren ist ein solcher Hominide in eine Höhle gefallen, vielleicht ein dickfelliger, humorloser Materialist, der nie nach dem Sinn seines Lebens fragte. Heute wissen wir, dass es seine Bestimmung war, der erste Mensch zu sein, von dem wir erfahren sollten. Gefunden wurde er liegend, das Gesicht in den angewinkelten Arm gedrückt,

in derselben kontemplativen Haltung wie später »Ötzi«.

Die Nachgeborenen erkennen in diesen Todesschläfern die letzten kompletten Menschen. Denn seit ihren Tagen ist der Mensch in der Krise, der Krise des Homo habilis, der Krise des Homo erectus und endlich der Krise Homo sapiens genannt, die sich als Krise der ganzen Welt herausstellen sollte. Wenn

man es genau bedenkt, ist vom Anfang aller Tage an alles immer schlechter geworden. Luft und Wasser sowieso, dann die Manieren, die politischen Persönlichkeiten, der Zusammenhalt unter den Menschen, das Herrentennis und das Aroma der Tomaten.

Ja, der Globus hat Homo sapiens, und dessen einzige sichere Zukunft ist die Krise, der wir immer neue Namen

geben, Namen wie
Klimaerwärmung,
Übersäuerung der Meere,
Abschmelzen der Gletscher,
Migration, Burnout, Dürre,
Glaubens- und Handelskriege,
Ansteigen des
Meeresspiegels,
Austrocknung der Wüsten,
Ressourcenknappheit,
Überbevölkerung,
Artensterben, multiresistente
Keime. Wir können es nicht
mehr hören, nicht wahr? Wir

wollen trotzdem von der
Zukunft reden, aber was
meinen wir eigentlich: die
Fabrikation einer Welt,
abseits ihrer
Existenzbedingungen,
Fantasy, Cyber-
Glanzbildchen, Science-
Fiction ohne Science, Future-
Kitsch?

Heute sind die
Konsequenzen unseres
Lebens und Handelns so
dramatisch, dass man uns,

anders als die Menschen des 19. Jahrhunderts, an unseren globalen Wirkungen wird erkennen müssen, und es ist signifikant: Die Welten der Zeitung, der Wissenschaft, der Literatur und Fotografie, des Films, des Fernsehens sind geradezu kontaminiert von den Bildern des Unheils – Bildern, die vom Sterben und Aussterben, Verkümmern, Verdursten, Ersticken, Schmelzen, Ertrinken oder

Verbrennen sprechen. Selbst
die großen kommerziellen
Kinofilme schwelgen seit
Jahrzehnten in
Endzeitphantasien,
unterhaltsamen Apokalypsen,
finalen Katastrophen, und
doch werden alle diese Bilder
aus Wissenschaft, Kunst oder
Entertainment wie die
Hervorbringungen eines
einzigen Genres betrachtet
und mit derselben Routine ins
Abseits gesehen, ins

Periphere, Übersehene, wenn
nicht Unsichtbare
verschoben. Sie lehren uns,
wie das geht: Nichtwissen im
Wissen zu behaupten; nicht
gewusst zu haben werden,
während man doch wusste.

Die Welt altert in Schüben.
Wir bestimmen die Dynamik
ihres Alterns mit. Gerade
altert sie erheblich, denkt sich
aber immer neue
Bequemlichkeiten aus,
geeignet, dies Altern

unföhlbar erscheinen zu
lassen. Woher nehmen wir
nur all unser Nichtwissen?
Aus der Ignoranz weniger als
aus der Ironie, sie bildet eine
Immunschicht des
Uneigentlichen
gleichermaßen vor dem Ernst
der Verhältnisse wie vor der
Moral der Konsequenz.

Doch seltsam: Mag die
Welt auch vor die Hunde
gehen, die Zukunft hat
dennoch ein blendendes

Image, und selbst verkitscht
zu Wahlkampf-Parolen,
verkauft sie sich so gut, als
wäre sie wirklich noch ein
Versprechen. Nichts weist
darauf hin, dass wir in
unserer Zukunft sicherer,
gesünder, freier, friedlicher
leben werden – bequemer,
das ja, effizienter,
unsentimentaler, all das, aber
wessen Himmel bevölkern
schon die Sachwalter des
Pragmatismus?

Die Zukunft, das ist unser
röhrender Hirsch über dem
Sofa, ein Kitsch, vollgesogen
mit rührender Sehnsucht und
Schwindel. Die Zukunft der
Plakate existiert ganz
losgelöst von den Prognosen
unseres Niedergangs. Sie ist
auf die immer gleiche Weise
steril. In der Kraft ihrer
Ignoranz hat sie keinen
Bewegungsspielraum, sie
steht in sich, weshalb man
auch sagen kann: Was nicht

neu ist, das ist die Zukunft.

Trotzdem wird öffentlich getan, als enthalte der Einbruch der Zukunft in die Gegenwart die Verheißung einer erregend frischen Zeit, die jedem neu die Chance eröffne, zum Zeitgenossen zu reifen. Aber tun das nicht die Produkte auch, die mit dem Aufdruck »neu« suggerieren, jeder eben eingetroffene Artikel sei ein Triumph über die vergangenen?

Zur letzten

Jahrtausendwende schwebten
Zigarettschachteln als
erleuchtete Raumschiffe ins
All, der neueste Standard von
Autos und Küchengeräten, die
siebte Dimension von
Konsumgütern wurde durch
die Verbindung zum Orbit
illustriert, und man verstand:
Diese Güter besuchen uns aus
der Zukunft, Abgesandte aus
einer kommenden Welt des
Komforts. Sie wirkten so

einsam in ihrem All, weil sie
ohne Vergleich existierten,
Vorboten einer eigenen
Spezies von Waren, Unikate
einer zeitgemäß
futuristischen Lebensart.
Bezeichnend, dass die
Epoche, die zugleich die
größten
Massendemonstrationen der
Zukunftsangst auf die Straßen
brachte, in der öffentlichen
Bilderwelt den schönen Orbit,
die unbedrohte Zukunft

herbeihalluzinierte.

Zwanzig Jahre später ist nichts so antiquiert wie Science-Fiction, und kein Werber glaubt mehr, ein Produkt werde jünger, indem man es aus dem Weltall anreisen lässt. Das Bewusstsein kennt weitere Fernreisen als die zur Raumstation ISS. Jeder Computer animiert mühelos, jedes Musikvideo simuliert genüsslich jenen Zustand von

Schwerelosigkeit, der für eine Zeitlang das utopische Lebensgefühl offenbar am besten repräsentierte und uns heute nur noch von fern an das All erinnert. Der Orbit ist alt geworden. War er früher Inbegriff der Zukunft, so haben wir heute auch ihn hinter uns.

Wo Zeitungen und Fernsehprogramme unseren Weg in die Zukunft zu entziffern versuchen, sagen

sie gern: »Immer mehr Menschen ...«, und dann kommt eine neue Sexualpraktik oder ein Hobby, für das es keinen anderen Aufhänger gibt als die fingierte Aktualität unseres Aufbruchs in die Zukunft. »Immer mehr Menschen« flunkert uns vor, die Zeit bewege sich linear, konsequent, einer inneren Logik folgend, dabei finden viele Prozesse des

Gemeinschaftslebens zirkulär statt, widersprüchlich, launisch, modisch, impulsiv, und eben das bindet unsere Aufmerksamkeit, während sich die Entwicklung der Lebensräume, des Klimas, der ökologischen Bedingungen stetig und linear beschreiben lässt und uns auch deshalb langweilt.

Da es sich bei den Bildern, die wir uns von der Zukunft machen, also um

Fabrikationen handelt, sollten wir an dieser Zukunft zunächst einmal ihre Vergänglichkeit beobachten, anders gesagt, die Vorstellungen ansehen, mit denen Menschen in diese dritte Ekstase der Zeit hineinirrten, und zwar auch, weil sie die Zukunft in der eigenen Zeit nicht identifizieren konnten. Anders gesagt: Sie irrten sich. Ihre Vorstellung von dem, was

unsere Lebensräume
ausmachen würde, war
blümerant, und so sprachen
sie mit Nachdruck
Überzeugungen aus, über die
sich die Zeit gerade mit
großen Schritten
hinwegsetzte.

In einem Mercedes Simplex
sitzend, sagte Kaiser
Wilhelm II. 1904: »Das Auto
hat keine Zukunft. Ich setze
auf das Pferd.« Und Gottlieb
Daimler 1901: »Die weltweite

Nachfrage nach Kraftfahrzeugen wird eine Million nicht überschreiten – allein schon aus Mangel an verfügbaren Chauffeuren.« Im selben Jahr bemerkte Wilbur Wright, ein Pionier der Luftfahrt: »Der Mensch wird es in den nächsten fünfzig Jahren nicht schaffen, sich mit einem Metallflugzeug in die Luft zu erheben«, und der französische Militärstrategen Ferdinand Foch 1911:

»Flugzeuge sind interessant, haben aber keinerlei militärischen Wert.« Der futuristische Schriftsteller H.G. Wells schrieb 1901: »Tut mir leid, aber ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, was U-Boote im Krieg bewirken könnten – außer, dass sie ihre Besatzungen dem Erstickungstode aussetzen.« Harry M. Warner, Chef von Warner Brothers, 1927:

»Wer zum Teufel, will denn
Schauspieler sprechen
hören?« Lee De Forest, der
Vater des Radios, 1926: »Auf
das Fernsehen sollten wir
keine Träume vergeuden, weil
es sich einfach nicht
finanzieren lässt.« Und
Darryl F. Zanuck, Chef der
Filmgesellschaft 20th
Century-Fox, konstatierte
noch 1946: »Der Fernseher
wird sich auf dem Markt nicht
durchsetzen. Die Menschen

werden sehr bald müde sein,
jeden Abend auf eine
Sperrholzkiste zu starren.«

Nicht anders im Fall von
Computern: »Ich denke, dass
es einen Weltmarkt für
vielleicht fünf Computer gibt.«
So Thomas Watson, CEO von
IBM, 1943. »Es gibt keinen
Grund, warum jeder einen
Computer zu Hause haben
sollte«, Ken Olsen, Gründer
von Digital Equipment Corp.
im Jahr 1977. »Das Internet

wird wie eine spektakuläre Supernova im Jahr 1996 in einem katastrophalen Kollaps untergehen«, wusste schließlich Robert Metcalfe, der Erfinder der Ethernet-Verbindung, die heute der Standard für kabelbasierte Netzwerke ist.

Ja, die Zukunft wird fabriziert, und nicht selten sind wir gerade da am altmodischsten, wo wir uns selbst überschreiten wollen.

Offenbar können wir uns selbst nicht entkommen. Dabei wird die Zukunft meist gegenständlich vorgestellt. Man versucht, ein Design, eine Architektur vorauszuahnen, hat Vorstellungen von autonomen Geräten, von ungeahnten Möglichkeiten des Komforts, einer avancierten Form, das Gemeinschaftsleben zu versachlichen. Wir denken an intelligente Kleidung, auf

Hirnströme reagierende
Häuser, Wohnmaschinen, an
Lieferservices, die Gedanken
lesen können, Drohnen als
Dienstleister,
Straßenbeleuchtung, die mit
uns wandert, Service-
Roboter, Reisen, die als Hirn-
Implantate eingesetzt
werden, Kühlschränke, die
unseren
Cholesterinverbrauch
kontrollieren, automatisierte
Verkehrsmittel, an totale

Sicherheit, totale
Überwachung.

Wir können diese
Vorstellungen aus der
kommenden Warenwelt, dem
Verkehr, dem Datenstrom,
den Komfortzonen künftiger
Dienstleistungen immer
weiter treiben. Der erste
utopische Roman wurde im
fünfzehnten Jahrhundert
geschrieben. Seither ist die
futurologische Phantasie dem
technisch Machbaren

kontinuierlich vorausgelaufen, und eine Zeitlang war es ein Sport der James-Bond-Macher, technische Spielzeuge zu erfinden, die sich in der nicht-filmischen Welt erst später bewähren sollten.

Hier war der Film Avantgarde der Sicherheits- und Rüstungsindustrie. In der übrigen Welt aber hatte inzwischen selbst der Begriff der Moderne Patina

angesetzt, der Moderne als Versuch, das Gegenwärtige, Zeitgemäße, Relevante der eigenen Zeit zu identifizieren. Diese Moderne entspricht der Sehnsucht des Menschen, in der Jetztzeit zu leben. »Das Beste am Neuen in der Kunst«, sagte Paul Valéry, »entspricht stets einem alten Bedürfnis.«

Doch kaum ein Wort ist so rapide gealtert wie »modern«. Modern war der

Leitbegriff vor »cool«, »hip«, »trendy«, »angesagt«, er wurde abgelöst von »In-« und »Out«-Listen. Der Begriff »modern« hatte Bedeutung, als es »moderne Kunst« gab, als Charlie Chaplin seinen Film »Moderne Zeiten« taufte, als Zeitungsressorts sich »Modernes Leben« nannten und die dümmste Musik »Modern Talking« hieß. Inzwischen hat sich der Begriff zurückgezogen und

dem Eintritt in die
Beliebigkeit der Postmoderne
Platz gemacht. Allenfalls lebt
er fort als die moderne
Familie, die moderne Kirche,
die moderne Medizin, die
moderne SPD, und
»Modernisierer« sind heute
Menschen, die Stellen
wegrationalisieren, also
eigentlich Abwickler mit
beschönigendem Namen.

Während also im
Künstlerischen »modern«

einmal das Ergebnis einer formalen Anstrengung war, werden »modern« und »gegenwärtig« heute fast gleichbedeutend verwendet. Verstand sich der Mensch am Anfang des 20. Jahrhunderts eher als Subjekt der Moderne, erkennt er sich hundert Jahre später eher als ihr Objekt. Wie aber soll er, von der Zeit vorangeschoben, unter diesen Bedingungen die Zukunft denken können?

Mag sein, dass wir uns die Häuser, die Uhren, die Autos, die Kleider der Zukunft vorstellen können, es gibt aber eine Grenze der Imagination, die sich als unüberschreitbar erwiesen hat. Was wir nämlich vor allem kennen müssten, wollten wir die Zukunft kennen, das stellen wir uns nicht vor und können es auch schlicht nicht vorwegnehmen. Es ist unser Bewusstsein,

jenes Bewusstsein, das all diese neuen Dinge erschafft und sie sich aneignet, das Bewusstsein, auf dessen Bedürfnisse sie antworten und das sich von ihnen formen und deformieren lässt. Wir ahnen vielleicht, dass wir künftig weniger mitfühlend, weniger solidarisch, weniger sentimental sein werden, doch nennen wir solche Annahmen gerne »kulturpessimistisch« und entsorgen sie auf diesem

Weg.

Dabei ließe sich an so vielen oft banalen technischen Errungenschaften nachvollziehen, welche Bewusstseinsleistungen sie nach sich ziehen, fordern und verfeinern. Um nur ein Beispiel zu nennen: Im Jahr 1924 bietet der Autobauer Chevrolet gegen einen Aufpreis von zweihundert Dollar – das waren 25 Prozent des Gesamtpreises! – den

Einbau eines Autoradios an.
Zwei Geschwindigkeiten
begegnen sich,
Fahrgeschwindigkeit stößt auf
musikalisches Tempo.
Plötzlich wird es möglich,
Hochgeschwindigkeit zu
fahren und einen
Trauermarsch dabei zu
hören. Der Kopf übertrifft
sich schon in diesem einen
Fall in neuen
Höchstleistungen der
Synchronisierung.

Machen wir von hier einen Sprung von nur fünfzig Jahren, dann können wir sagen: Die Erfindung des Mobiltelefons hat das Bewusstsein neu formatiert, andere Simultanitäten ausgebildet. Die Flüchtigkeit der allgemeinen Wahrnehmung hat vielfach die Kontemplation des Betrachters ersetzt, und wie viele Phänomene der Gegenwartskultur folgen demselben Prinzip: Auch das

Fernsehprogramm will nicht betrachtet, nicht einmal gesehen werden. Es soll vorbeifliegen und gleich vergessen sein. »Das Fernsehen hat immer nur Vergessen produziert«, sagte Jean-Luc Godard. Ja, und das Erste, was an altem Fernsehen auffällt, ist: wie viel Zeit die Menschen noch hatten, als ihre Bilderwelt konkurrenzarm war.

Die Lust an der

Beschleunigung treibt uns in
die Zukunft. Sie inspiriert die
Malerei zur Auflösung des
Gegenstands in ein Objekt des
peripheren Sehens, inspiriert
die Fotografie zur Kopie der
Lebensgeschwindigkeit,
inspiriert den Videoclip, die
Schnittfrequenz zu erhöhen,
inspiriert die Literatur, es
dem Film gleichzutun mit
asyntaktischen
Konstruktionen,
verstümmelten Sätzen,

Interjektionen und einer dem Film zumindest nachempfundenen Schnitttechnik. »Groove«, »flow«, »move«, »beats per minute« wurden Kernbegriffe. Lasershows stellten Rapid Eye Movements nach, die Techno-Beats stimulierten die Herzfrequenz. Die Bewegung führte vom Betrachten zum Sehen zum Glotzen. Und die Beschleunigung der Schnitte im Clip kam endlich bei einer

Frequenz unter der Wahrnehmbarkeit an und fand den direkten Weg zum Unterbewussten.

Ja, die Zukunft wird schneller sein, und sie hat längst begonnen, sagen jährlich neu die Daten-Ingenieure. Wir sind dabei. Jeden Tag dämmert ein neues Jahr 1984 und dann ein Jahr 2000, eine neuere Zukunftsformel haben wir noch nicht. Wir werden diese

Zukunft aber auch daran erkennen, dass die Grenzen zwischen dem Original und der Simulation noch stärker verschwimmen. Deshalb ist ein Lieblingswort der jungen Generation: »echt?« Der Sonnenuntergang ist eine Montage, eine Animation, eine holographische Illusion, eine Bildtapete. Selbst im Original erinnert er an ein Fernsehzimmer. Virtuelle Realität, Cyberspace,

Morphing. Und auf einer tiefgefrorenen Hähnchenbrust fand ich unlängst einen Zettel mit der Aufschrift »Mit natürlichem Knochen« – für die gesagt, die das Huhn für eine Molluske halten, oder im Vorgriff auf eine Zeit, in der die Hühnchen ohne Knochen zur Welt kommen werden. »Echt?«

Vor zwanzig Jahren wurde das »Simulacrum« zum philosophischen Passwort und

dieses »echt« zum
Geschmacksverstärker der
Jugendsprache. Seither ist die
Kultur in die Epoche des Neo-
Historismus und -
Manierismus eingetreten.
Ihre Schöpfungen sind
Anleihen, ihre Hauptwerke
Rückgriffe, ihre Originale
Lookalikes, ihre
Wahrnehmung arbeitet sich
ab an Simulationen, ihre Star-
Persönlichkeiten sind Doubles
und Resultate medialer

Kunstzeugung, und als Konsequenz kann man sich nicht mehr vorstellen, dass eine öffentliche Person anders als durch Kalkül entsteht. Die Zeit der Realität ist vorbei, die der Realitäten tritt in ihre erste Blütezeit. Die Wirklichkeit des klassischen Realismus aber wurde nicht nur durch Fälschungen und Simulationen ad acta gelegt. Sie starb auch in all jenen Archetypen, die kommende

Ereignisse zu Déjà-vus
degradieren werden: im
Golfkrieg als dem ersten
Computerkrieg, im
Jugoslawienkrieg als dem
letzten handwerklichen Krieg.
Alles durchfühlt, alles
bebildert und ein für alle
Male in Teilnahmslosigkeit
aufgelöst. Schon diese letzten
Großereignisse der
Realitätsbeschreibung sind
durch Fälschungen und
Übertreibung überformt und

um ihren Rang als echte Originale gebracht.

Am Ende ist das einzige, wenigstens größtenteils nicht-simulierte Leben jenes, das der Betrachter mit sich selber führt. In der Anstrengung, selbst bilderfähig zu werden und Eintritt in die Welt der Fälschungen zu erlangen, wählt er die Möglichkeit, sich zum Double der eigenen Person zu veredeln. Das Selfie, die autoerotische

Vervielfältigung, die
Filialexistenz – ist das die
Zukunft des Ich?

Halten wir kurz inne. Mit
all unseren Fragen danach,
wer wir seien, reichten wir in
der Geschichte meist tief
hinab in unser Herkommen, in
die Quellen unseres
vorgeschichtlichen oder
geschichtlichen Wesens,
erklärten uns historisch,
schätzten den Radius unserer
Entwicklungsmöglichkeiten

ab, beugten uns über unser Spiegelbild wie der Onkel über das Kind, der findet, dass aus diesem eines Tages etwas Großes werden könnte. Wer aber wurden wir?

Erspare ich mir die müßige Frage danach, wie wir wohl künftig sein werden, und nutze die Zukunft vielmehr als die Perspektive meiner Betrachtung der Gegenwart, dann werde ich nicht mehr fragen, wer wir sind, sondern

wer wir gewesen sein
werden.

Nachzeitig werde ich
schauen, aus der Perspektive
dessen, der sich seiner
Zukunft berauben will, weil
sie ihn schauert, im
Vorauslaufen zurückblickend,
um sich so besser erkennen
zu können, und zwar in den
Blicken derer, die man
enttäuscht haben wird.
Geradezu grenzenlos haben
wir ja in allen Medien der

historischen Rekonstruktion durch die Augen jener blicken gelernt, die waren und gingen. Vergleichsweise selten aber versuchen wir, uns im Blick jener zu identifizieren, die kommen und an uns verzweifeln werden.

Ich sehe uns in dieser Zeit stehen, wie die Leute auf Fotos, die vor zehn Jahren in den Zeitschriften erschienen, als die Abgebildeten noch

nicht wussten, dass sie ihr Haus verlieren, von der Dürre vertrieben, vom Krieg versehrt, in die Nervenklinik eingewiesen, auf Entzug gesetzt, von der Insolvenz ereilt werden würden. So stehen wir da, resistent gegen das Unheil, das kommende Generationen in den Details dieser Bilder entziffern werden – ähnlich, wie man heute über die Raucher in den Büros der Sechziger-Jahre-

Krimis staunt oder über die
fadenscheinigen Fangzäune
bei Autorennen oder über die
Sommerfrischler, die sich eine
Sonnenbrille aufsetzten, um
den Test der
Wasserstoffbombe aus
Liegestühlen zu betrachten.

Das alles geschah, obwohl
es diese Zeit geradezu zur
moralischen Pflicht erhoben
hatte, sich nicht
einverstanden zu erklären,
Kritik als einen Akt der

Besonderung, der Abspaltung,
ja der Individuation zu
interpretieren. Es war die
Zeit, als der Vorwurf der
»Affirmation« die
Höchststrafe für ein Werk
sein konnte, als
»Harmlosigkeit« ein Verdikt
und »Einspruch« der
dringlichste Auftrag an den
geistig Arbeitenden genannt
wurde. Mit diesem kostbaren
Bettel sind Generationen erst
in den Wohlstand gezogen,

dann in die Indifferenz. Sie lebten asynchron: In einer Zeit dachten, in einer anderen empfanden, in einer dritten handelten sie.

Ja, wir wussten viel und fühlten wenig. Wir durften es nicht fühlen und hörten doch T.S. Eliot fragen: »Where is the wisdom we lost in knowledge? Where is the knowledge we lost in information?« Hörten es und häuften noch mehr

Informationen auf. Als
brauchten wir zum Handeln
einen neuen Klimabericht,
einen neuen Schadensbericht
über die Weltmeere, den
Regenwald, die grassierende
Armut. Aber aus all den
Fakten ist keine Praxis
entsprungen, die auf der Höhe
der drohenden Zukunft wäre.

Das Gefühl ist ein
schlechter Ratgeber, sagen
wir immer noch – als ob der
gesunde Menschenverstand

ein besserer wäre! – und stärken unser Immunsystem durch Bilder vom Schwund der Menschen, der ertrinkenden, zerbombten, ausgesetzten Menschen, die wir in keine Erzählung bringen, nicht weiterdenken, nicht weiter fühlen wollen.

Nach seiner Rückkehr aus dem Vietnamkrieg, so erzählt Günther Anders von einem amerikanischen Bomberpiloten, wurde dieser

von einer Zeitung zu seinen Erlebnissen befragt. Er werde jetzt nachzuvollziehen versuchen, was er getan habe, sagte er und ging ins Kloster. Dort aber ergab alle Selbsterforschung nur, wie unmöglich es ihm war, auf die Höhe der Zeiten zu kommen, jener, die ihn in seinen kriegerischen Aktionen legitimierte, und jener, die ringsum weitergegangen war.

Dort sind wir wieder, in der

gleichen dualen Bewegung. So vergewissern wir uns der Politik, der Sachverhalte, aber ebenso des Ichs, das sich das alles gefräßig aneignen muss. Nach einem Jahr im Kloster wird der Mann zitiert mit dem Satz: »I still don't get it.« Er hatte sich nicht eingeholt. So laufen auch wir uns hinterher, nicht voraus, sind also in diesem Moment gleichzeitig die, die wir gewesen sein werden, und

ebenfalls jene, die nicht in der Lage sind, auf die eigene Höhe zu gelangen.

Aber ist das nicht vielleicht das Wesen der Vernunft, dass sie sich nachzeitig formiert und in Modulen? Und war sie so oder musste sie so werden in der Folge einer Anpassungsleistung an die dauernd veränderten Bedingungen unseres Lebens?

Schauen wir also auf den Ursprung und bewegen uns

zurück bis in die Situation, in
der sich jene zweite
Dimension unseres
Naturerkennens eröffnete,
über die der theoretische
Mediziner Emil du Bois-
Reymond 1873 in grandiosem,
geradezu orchestralem
Pathos schreibt: »Allein es
tritt nunmehr, an irgendeinem
Punkt der Entwicklung
unseres Lebens auf Erden,
den wir nicht kennen und auf
den es hier nicht ankommt,

etwas Neues, bis dahin
Unerhörtes auf, etwas
wiederum, gleich dem Wesen
von Materie und Kraft,
Unbegreifliches. Der in
negativ unendlicher Zeit
angespannene Faden des
Verständnisses zerreißt, und
unser Naturerkennen gelangt
an eine Kluft, über die kein
Steg, kein Fittig trägt: Wir
stehen vor der anderen
Grenze unseres Witzes. Dies
neue Unbegreifliche ist das

Bewusstsein.«

Und wenn es ihn denn wirklich gibt, jenen Moment der Kluft, »über die kein Fittig trägt«, dann eröffnet sich hier zugleich die Frage: Was wollte das Bewusstsein, als es wurde? Welche Anforderung von außen verlangte nach einer Assimilation durch diese neue Instanz? Und wie lange brauchte diese selbst dann noch einmal, bis das Bewusstsein seiner selbst

bewusst wurde, und dann, bis es einen Namen für sich fand? Auch das Wort »Bewusstsein« ist ja jung. Es wird im Jahr 1719 vom Aufklärer Christian Wolff geprägt, übrigens gemeinsam mit den benachbarten Begriffen »Aufmerksamkeit« oder »Bedeutung«.

Gemessen am Pathos jener Morgenröte, in der du Bois-Reymond das Bewusstsein heraufdämmern sieht als ein

Medium, in dem sich
Gegenstände materialisieren,
in dem sie, auch mit Hilfe von
Wissenschaft und Künsten,
erst Denkinhalte werden,
gemessen an dem
Versprechen des Begriffs,
organisieren wir das Leben
geradezu als einen Prozess
gegen das Bewusstsein, gegen
die Geistesgegenwart, also
die Voraussetzung für
Mündigkeit, Souveränität,
Selbstbestimmung und eine

entsprechende
vernunftgeleitete Praxis.

An vielen der häufig
verwendeten Werkzeuge des
Alltags kann man studieren,
wie sich die Mittel der
Aufklärung auch gegen diese
selbst wenden, in
Navigationshilfen, Telefonen,
Minicomputern, Apps, als
Verfügung über Musik- und
Textdateien oder digitale
Lebenshilfen. Zugleich steht
damit auch zur Disposition,

was Bewusstsein heißt und bedeutet.

Natürlich ist der wohlfeile Hinweis erlaubt: Was heute »Bewusstsein« heißt, hat sich nur gewandelt. Er ist immer erlaubt und so richtig wie banal. Das entbindet uns aber nicht davon, den Bedeutungswandel dessen, was »Bewusstsein« heißt, zu notieren und die Wichtigkeit dieses Wandels für unser Handeln zu unterstreichen.

So hochspezialisiert es nämlich einerseits denkt, empfindet, notiert, urteilt, so pauschal wird es andererseits in Frage gestellt.

Entwicklungsgeschichtlich ist demnach der Punkt erreicht, an dem wir Aufklärung nur denken können, indem wir die Geistesgegenwart retten. Dass wir je diesen Punkt erreichen würden, hat kein Futurologe antizipieren

können, stehen wir doch vor einem neuen Imperativ, der uns abverlangt, uns zu vergegenwärtigen im Wortsinn: hier zu sein, in dieser Zeit anzukommen – nicht in der Ferne der Displays, nicht auf den Modulen unserer ausgelagerten Intelligenz, nicht in den virtuellen Universen, nicht in der digitalen Parallelwelt des Sozialen, die sich vor die

Realität dieses sozialen
Asozialen schiebt, sondern in
jener praktischen Welt, in der
die Frage nach dem
Überleben aller gerade neu
gestellt wird. Mit dem Fall
des amerikanischen
Bomberpiloten gesprochen:
Bewusstzuwerden hieße, in
der Gegenwart anzukommen,
die einmal die unsere
gewesen sein wird.

Zu keiner Zeit hat ein Blick
in die Öffentlichkeit, die

Anschauung von Menschen in
den sozialen Situationen des
Verkehrs, des Genusses,
Handelns, Reisens,
Kommunikation-Betreibens so
massenhaft den Eindruck
gespiegelt: Sie sind alle nicht
da, abgestoßen vom Hier, auf
der Flucht, im Zwischenreich,
auf dem Wege, zerstäubt in
einem Schwarm der
Aufmerksamkeiten, in einem
dezentrierten Leben, das sich
darunter oft phlegmatisch

höhlt.

Sie erscheinen wie die Geiseln der organisierten Abwesenheit, geflohen auf die Displays, in die molekularen Nebel anderer Öffentlichkeiten – und ich sage das nicht um einer schnöden Technologie-Kritik willen, über die sich die Effizienz der Technik in ihrer Abstimmung auf unser Wünschen ohnehin hinwegsetzt –, ich sage es im

Versuch, eine Vorstellung
geistiger Wirksamkeit heute
überhaupt zu denken, setzt
sie doch eine Einheit des
Reflektierens, des
panoramischen Blickens,
Staunens, Zweifels,
Schauens und, ja,
Vergegenwärtigens voraus.
Anders gesagt: Von den
bewusstseinsbildenden
Prozessen der Kultur kann
nicht gesprochen werden,
ohne zu fragen, unter welchen

Bedingungen Bewusstsein
heute überhaupt zustande
kommt.

Fraglos ist dabei eine neue
Qualität der Flüchtigkeit. Der
Zeitindex allen Erlebens hat
sich geändert. Aus dem
Transit ist ein Prinzip
geworden, das In-die-Irre-
Gehen des Flaneurs ist dem
Zoom gewichen, dem Heran-
Beschleunigen, der
Verdichtung komplexer
Zusammenhänge zu

Piktogrammen, Signalen,
Effekten, die wie die
Verbildlichung von Lust-
/Unlust-Impulsen
daherkommen. Unsere
Existenzform ist die Rasan-
z. Das ist das Therapeutische
am Leben im Medium des
Smartphones. Wir erwachen
im Goldenen Zeitalter der
Ruhelosen und werden sagen
können: Wenn wir in den
Städten auf die Straße traten,
hatte der Kampf um unsere

Aufmerksamkeit schon
eingesetzt. Die Fassaden
schrien uns an, die Nackten
umgarnten uns in den
Auslagen, immer gab es etwas
Hingeräkeltes,
Schmeichlerisches, das uns
besser gefallen wollte als
alles sonst auf der Welt. Alles
Großaufnahme, alles äußerste
Steigerungsform, und wir
dazwischen, die umkämpften
Abgekämpften.

Dass wir nicht mehr

können, erliegen, dass wir
unrettbar sind, in der
Kapitulation leben, das sagten
wir nicht, wir fühlten es bloß,
und es gab Waren dagegen,
käufliche Stimmungen und
Versprechen. Der Mensch für
sich, er hat sein Recht
verwirkt, es auch draußen zu
sein. Die Außenwelt betritt er
nur unter Verzicht auf dieses
aufgeriebene, kaum mehr
souveräne Ich.

Und mehr noch: Wir leben

als die neuen Menschen
mitten in einer Multiplikation
der Aufmerksamkeitsherde.
Fahren, Essen, Mailen,
Musikhören, Schreiben,
Nachrichten-Aufnehmen, all
das vollzieht sich im selben
Zeitabschnitt. Wir wissen es,
wir horten eine Art schlechtes
Gewissen angesichts unserer
Flüchtigkeit und kultivieren
sie weiter, die flache
Aufmerksamkeit, die jedes
Detail darin weniger

prägnant, auch weniger
beeindruckend erscheinen
lässt.

Neu ist vielleicht nicht der
Mensch, der neugieriger auf
die Uhr schaut als ins Gesicht
der Ehefrau. Neu ist nicht
einmal jener, der auf den
Bildschirm interessierter
blickt als auf die Welt und von
»virtueller Welt« spricht,
damit sie der alt-analogen
wenigstens noch semantisch
gleiche. Neu ist eher jener

Typus des »Second-Screen-Menschen«, dem der eine Bildschirm nicht mehr reicht, der ohne mehrere Parallelhandlungen die Welt nicht erträgt und im Blend der Informationen, Impulse und bildgeleiteten Affekte sich selbst eine Art behäbiger Mutterkonzern ist, unpraktisch konfiguriert und irgendwie fern und unerreichbar.

Wir machten dabei nicht

der Gegenwart allein den Prozess, sondern unserer eigenen Anwesenheit. Wir fanden, die Räume seien es nicht wert, dass man in ihnen verweilte, wir selbst fühlten uns nicht gemacht, hier zu sein und zu bleiben. Selbst im öffentlichen Raum schwinden ja die Transit-Zonen des reinen Wartens, die Fristen der nicht-effektiven Zeiten, der drohenden Selbstversenkung werden

knapp. Musik fällt ein, Bilder strömen, Informationen schwirren aus, ungerufen.

Dauernd öffnen sich neue Räume und in diesen wieder neue, des Konsums, der Serviceangebote, und die Apparate emanzipierten sich: Was dazu da gewesen war, eine Sprechverbindung zu eröffnen, war plötzlich ein Spiegelkabinett, vollgestopft mit Bildern. Ganze Daten-Halden führten wir mit uns,

sinnvoll-sinnlos, nützlich-
nutzlos geballte
Nachrichtenkomplexe,
Kaufanreize,
Orientierungsangebote,
Wellnessofferten.

Was ein Telefon gewesen
war, wurde ein
Zentralrechner, was ein
Hemd war, ein Thermometer,
ein Haus wurde eine Komfort-
Maschine. Alle Modifikationen
mündeten in dieser großen
Bequemlichkeit und

Verfügbarkeit, die wir kurz
genossen, dann kaum mehr
empfanden und durch einen
neuen Lebenszustand
ersetzen: die Überforderung,
die Abstumpfung, die
Kapitulation vor der
Entmündigung. Ja, wir
brannten aus in all der
Reibungslosigkeit.

Viele von uns konnte nach
einiger Zeit nur noch die
Großstadt mit ausreichend
Reizen ernähren. Das Dorf

machte Angst wie der Wald
oder das Funkloch. Denn dort
trat ein Lärm hervor, der
hinter dem Lärm der
Metropolen unüberhörbar
geworden war: die Stille, das
Schweigen zwischen denen,
die sich nichts zu sagen
hatten, Floskeln
hervorbrachten, Effekte an
die Stelle von Wirkung
setzten und die Spuren
persönlicher Erfahrung aus
der Sprache abzogen. Partiiell

Leblose, Abgestorbene waren wir, von Impulsen gelenkt, als deren Subjekt wir uns nicht verstanden, und empfanden uns zunehmend als das für diese Welt falsch ausgestattete Individuum. Aggressiv wurden wir, aber aus der Defensive, aus der Anonymität, erklärten unsere Abwehrreflexe zur Notwehr und wollten unsere Zeit lieber nicht auf uns aufmerksam machen.

Gewiss, so sprechen
Durchgangsmenschen, fast
Überwundene und von ihrer
Zeit Niedergerungene. Alle
treten irgendwann in diese
Zone ein, aber alle dürfen
auch fragen, wie sich
Bewusstsein auf diesen
Voraussetzungen künftig
bilden, wie sich
ideengeleitetes Handeln
realisieren soll, will es auf die
Höhe seiner
lebenserhaltenden Ansprüche

gelangen. Kein
Navigationssystem
manövriert uns herum um
diese Fragen!

Ja, sagen wir dann wie die
Veteranen, auch wir hatten
unsere Ideale, temporär.
Denn wie unter allen anderen
Dingen langweilten wir uns
auch zwischen den immer
gleichen Ideen, den immer
gleichen Zielen. Diese hatten
wir vielleicht nicht primär,
weil die Not unserer Zeit sie

uns diktierte, wir hatten sie vielleicht auch, weil wir uns langweilten mit den bekannten Ideen. Deshalb wurde aus ihnen nichts, und eine nach der anderen fielen sie wieder in sich zusammen wie die Kampagnen für Waren. Ja, wir lebten in Ideen-Kampagnen, und jede hatte ihren Jargon.

Mal verlangten wir nach dem femininen, metrosexuellen, verständigen

Mann, der die Frau nicht
einzig dazu braucht, die
eigene weiche Seite zu
zeigen. Und im selben
Atemzug formierte sich
unterdessen der Hang zum
rücksichtslosen, rabiaten
Alphatier, das seinen Weg
geht. Und dasselbe in
Mitmensch. In Schlampe. In
Kampfhund. In Auto. In der
Kontinuität einer einzigen
Realität, und sei es die der
vitalen Zerstörung, hielten

wir es nicht aus.

Mal waren wir für Wachstum, mal für die Life-Work-Balance, mal für den Wettbewerb, mal für Nachhaltigkeit, auch mal für Fortschritt, aber auch für Entschleunigung, für Empathie, dann für Härte, für Gott, für Bush, für Animal rights. Auch in der Sprache bildeten wir immer neue Empfindlichkeiten aus, verfemten Wörter wie

»Neger«, »Zigeuner«,
»Hasenscharte«, »Unkraut«,
»mongoloid«. Ja, wir waren
Hochempfindlichkeitsmaschinen
und reagierten auf jeden
sprachlichen Verstoß mit
einem Alarmsignal – das was
anzeigen sollte? Reizbar
waren wir durch die
Vorstellung, dass da unter
dem Gesagten etwas
Gemeintes sei, etwas
Unbearbeitetes, Übles, das
sich aus der Masse des

Vorbewussten und
Verdrängten eines Tages
emanzipieren und brisant
werden könnte. All das fand
mehr in der Sprache als in der
Welt der politischen
Tatsachen, der
Konsumentscheidungen, der
Akte kollektiver Zerstörung
statt, die wir schmerzloser
quittierten.

Empfindlicher als auf die
Warnungen und
Lebensregeln, die das

Gemeinschaftsleben betrafen, reagierten wir auf den Verdacht, dass der sichtbare Mensch nur eine Attrappe sei, die jenen decke, der sich nicht zeigt, der nicht zum Vorschein kommt. Das Heimliche, das einmal das Persönliche, das Private oder das Intime bezeichnet hatte, war plötzlich in den Rang des Bedrohlichen gerutscht. Wir sagten ihm den Kampf an – nicht weil es gefährlich

gewesen wäre, sondern eben weil es heimlich war, und Heimlichkeiten hatte nur noch, wer etwas zu verbergen hatte.

Die Disziplinargesellschaft schafft Verstöße, Übertretungen, Möglichkeiten herauszufallen, nicht dazuzugehören, sich zu verraten, ausgestellt zu werden: Alle sind Schläfer, sagen ein falsches Wort und sind Fatale, Zerstörer, zeigen

ihr Wesen. Der Anspruch an
die Disziplin auf allen Feldern
bringt Querulanten,
Hysteriker, Choleriker,
Amokläufer hervor, der
Anspruch an die
Leistungsfähigkeit Versager,
Ausgebrannte, Depressive,
Menschen, die am Projekt der
Selbstwerdung scheitern und
sich zwischen den öffentlichen
Parametern verlorengelassen
auf dem Refrain: Ich kann
nicht mehr. Ich kann nicht

mehr.

Wir kamen aus einer Zeit mit einer hohen Meinung von etwas, das wir »Privatsphäre« nannten, scheu vor der Beobachtung, schüchtern vor dem Ausbreiten unserer intimen, familiären, persönlichen Momente. Wir gaben sie auf. Das Ich war nicht länger schützbar. Es war die Zeit, in der der Außenraum feindlich wurde. Horror vacui. Wir atmeten

durch, wenn wir unsere Häuser verließen, von Kameras beobachtet, von unseren Geräten belauscht. Jedes technische Gerät war eine potentielle Beobachtungsstation, ein Angriff auf die Unversehrtheit unserer Integrität. Der Außenraum wurde zu einer Zone, die überwunden werden musste, ehe Zerstreung und Einkehr in den Shopping Malls übernahmen, die

Kontemplation über dem
Schuh.

Und der Schuh übernahm.
Kein Grund, ihn nicht
persönlich zu nehmen und ihn
als Teil unseres Ichs der Welt
zu zeigen. Wir gaben uns
preis, entdeckten den
Fortsetzungsroman unseres
Lebens und spiegelten ihn
nach außen: Ich habe
gegessen, ich war krank, ich
reiste, der Blick aus meinem
Hotelzimmer war dieser: ein

Haus, ein Hund, ein Schuh,
ein Wetter.

Damit etwas in die
Öffentlichkeit trete,
brauchten wir kein Epos mehr
und keine Idee, keine
Legitimität und keine
Relevanz, keine Vermittler
mehr, keine Journalisten oder
Biographen. Wir waren uns
selbst genug. Eine riesige
autobiographische Welt
entstand, ein Konfettiregen
der Bilder, Daten, Affekte.

Wir wurden ja nicht allein von außen durchsichtig, wir machten uns auch selbst transparent.

Keine Zeit hat je eine Öffentlichkeit so mikroskopisch genau zerlegen und detailvergrößern können wie diese. Damit wandelt sich auch die Idee des Adressaten literarischer Botschaften, des Empfängers pathetischer Aufklärungsideen. Unsere Geschichten vervielfältigten

sich ins Maßlose, unsere Empathie aber war nicht gleich stark entwickelt. Wer sollte, wer wollte noch teilhaben? Am Ende waren Sprecher, Aussendende, Bedeutung Beanspruchende überall. Da wurde zum regelrecht idyllischen Ort die Sphäre jener, die schwiegen, nicht teilnahmen, sich unscheinbar machten, sich übersehen ließen.

Es handelte sich um

parallele Bewegungen: Die Souveränität ging von den Staaten auf Finanzsysteme und Konzerne über.

Autonomie wurde in immer kleinere Zonen zurückgedrängt, radikal verstanden: undenkbar.

Zugleich aber blies sich das Individuum auf in nie dagewesener, nie möglich erschieblicher Datenfülle aus dem Einzelleben, das bald ein einziges großes,

gleichgeordnetes
Massenleben war, das sich in
Massenchoreographien durch
die Städte wälzte. Und
während sich all dies vollzog,
wurde das eigene Ich erreicht
von einer Müdigkeit, einem
Welken, einem Überdruß an
sich selbst, dem es die letzten
Selfies ohnmächtig
hinterherwarf.

Wir waren wie die
Landschaft, im Rückzug. Wir
hatten unserem Verschwinden

nichts entgegenzusetzen,
rieten uns aber auf im engen
Horizont einer Arbeit, die ein
Unternehmen stärken,
erfolgreicher, effektiver
machen sollte, aber nicht
Lebensfragen beantworten,
das Überleben sichern helfen
würde. Kaum blickten wir in
die Vergangenheit, sahen wir
nichts als Fortschritt. Kaum
blickten wir in die Zukunft,
nichts als Niedergang. Wir
waren jene, die wussten, aber

nicht verstanden, die
begriffen, aber sich nicht
vergegenwärtigen konnten,
voller Information, aber ohne
Erkenntnis, randvoll mit
Wissen, aber mager an
Erfahrung. So gingen wir,
nicht aufgehalten von uns
selbst.

»Zuerst fühlen die
Menschen das Notwendige«,
schrieb Giambattista Vico
1725, »dann achten sie auf
das Nützliche, darauf

bemerken sie das Bequeme,
weiterhin erfreuen sie sich am
Gefälligen, später verdirbt sie
der Luxus, schließlich werden
sie toll und zerstören ihr
Erbe.« So zittert in der Prosa
alles nach: der Genuss der
Tollheit, der Genuss der
Zerstörung, der Genuss einer
Sprache, die so zerstört! Wir
hören sie und fühlen in ihr die
Wucht der gläubigen
Barbaren, die mit dem
Vorschlaghammer im

Weltkulturerbe stehen, um es zu zertrümmern und seiner Nicht-Existenz zu überführen – ein symbolisches Bild, an dem wir alle symbolisch partizipieren.

Nein, die Fähigkeit zur Entzivilisierung ist uns nicht abhandengekommen. Sie ging mit der technischen Beherrschung einher: Wir wurden alles gleichzeitig, souveräner und ohnmächtiger, sicherer und

instabiler, zielstrebig und
zerstreuter ... Wie
überkommen wirkt dagegen
ein Begriff von Individualität,
der sich durch die
kontinuierliche Persönlichkeit
auszeichnet, durch eine
Fähigkeit, bei sich zu bleiben,
folgerichtig zu sein,
konsequent! Wie angejährt
scheinen da auch jene
Verhaltensformen, die die
künstlerische Hervorbringung
ebenso wie die ideale

Rezeption charakterisieren:
Betrachten, Staunen,
Versenken, Kontemplieren,
Beeindrucken, Erschüttern.

All das existiert in uns fort
als eine Mutmaßung des
Eigentlichen, jedoch vertagt.
Wir wissen soeben noch, dass
wir flach wahrnehmen, flach
wurzeln, Bestandsaufnahmen
durch Inventarlisten ersetzen,
Kontexte durch
Inhaltsangaben. Alles andere
verschieben wir auf später.

Ja, die Erfahrung wird zum
Inbegriff dessen, was warten
muss, und auch der Flaneur
verschiebt seine
Wanderungen ins Netz.

Wir kultivieren die Idee der
Erfahrung – im Unterschied
zum praktischen Erleben –
wie ein Paradigma aus alten
Zeiten, sind aber zugleich die
Zeit, die den Erzählungen den
Garaus macht, die großen
epischen Strukturen
zertrümmert, die

Aufmerksamkeitsspannen reduziert. Nicht, dass es den Roman nicht mehr gäbe, doch zieht er wie ein Mammut, wie eine schwere Antiquität durch die Landschaft der Literatur, mit seinem behäbigen Tempo, seiner Selbstgewissheit, seinen alten Augen, die unfähig sind, einen Comic zu entziffern.

Um 1800, um 1900, dann wieder um das Jahr 2000 erlebten »Fragment«,

»Aufzeichnung«, »Skizze«,
»Story«, sogar »Splitter«
überschriebene Texte ihre
Blütezeiten und befeuerten,
auch abhängig von den
jeweiligen technischen
Verbreitungsmöglichkeiten,
immer neue
Modernisierungsschübe – erst
in Parabel und
Kalendergeschichte, dann in
Feuilleton und
Kurzgeschichte, schließlich in
Blog und SMS. Diese knappen

Formen waren es, die die Taktung des literarischen Erlebens skandierten, und Alfred Polgar merkte sogar an, angesichts des Tempos der Zeit, der Geschwindigkeit der Rezeption, der Notwendigkeit zu verdichten, verstehe er es noch eher, dass jemand Romane schreibe, als dass er sie auch lese.

Auf unsere Zeit übertragen, heißt das, noch einmal: Wir

verstehen die Menschen meist weniger aus ihrer Geschichte als aus einem Wort, einem Fauxpas, einer Geste, einer Einzeltat. Unsere Filme sind Effekt-Regen, Montagen aus Affektkomplexen, in denen sich Filialexistenzen um die eine organisieren. Wir parzellieren uns, wir zerstäuben, oder, wie es Ulrich, der »Mann ohne Eigenschaften«, sagt: »Es steht nicht mehr ein ganzer

Mensch einer ganzen Welt gegenüber, sondern ein menschliches Etwas bewegt sich in einer allgemeinen Nährflüssigkeit.«

Wenn es also wahr ist, dass wir atomisiert leben, in kurzen Etappen der Präsenz, getrieben vom Etcetera, in einer impulsiven Kultur, aufgelöst in Zonen der peripheren Wahrnehmung, des dezentralen Blickens, dann wäre es eine

Voraussetzung für alle
Botschaften von
verallgemeinerbarem Gehalt,
im Sinne Nietzsches dem
Auge die Geduld
anzugewöhnen, den Impuls zu
korrigieren.

Im Zögern unterscheidet
sich das Denken von der
Arbeit. In der
Unschlüssigkeit, der
verweilenden,
unabgeschlossenen Geste, in
der Trägheit sogar tun sich

Zustände der Sammlung auf.
Dieses nicht effiziente,
abirrende, irgendwie
ausgesetzte Verhalten zur
Welt, eines, dem keine App zu
Hilfe eilt, dieses
desorientierte, sich selbst
überlassene Treiben ist im
Kern poetisch, aus der Zeit
gefallen und deshalb geeignet,
ihre Betrachtung aus der
Halbdistanz zu stimulieren.

In dieser Zone des
Innehaltens oder Verweilens

entsteht aber nicht das
Staunen allein, auch das
Urteil bildet sich hier, als eine
Reflexion des Augenscheins,
ein Begrifflich-Werden des
Impulsiven. Denn ein Lust-
Reiz ist noch kein Urteil, ein
Unlust-Impuls keine Kritik.
Doch weil sich Vorurteile
gegen alle Anschauung so
bruchfest als
Orientierungshilfen
bewähren, möchten wir
gerade auf sie nicht

verzichten, auch wenn sich
die Welt in ihnen nicht
erklärt, sondern zu einer
Ordnung des Affekts, des
Ressentiments, unter
Umständen der blinden
Aversion und
Voreingenommenheit schließt.
Diese ist so stabil auch, eben
weil sie sich gegen den
Augenschein, gegen die
Erfahrung, die Reflexion, das
Urteil imprägniert und eben
so die Orientierung

vereinfacht.

Vergangene Jahrhunderte
erdachten einen Imperativ mit
dem Wortlaut »Mensch,
werde wesentlich« und
instrumentierten ihn mit
immer neuen Vorstellungen
dessen, was ein vollständiges
Individuum, eine
symmetrische Persönlichkeit,
ein schöner Mensch oder
Wilder sei.

Unser Beitrag zu dieser
Geschichte ist der Begriff

»Selbstoptimierung«. Ihn behaupten wir gegen die Vorstellung vom altmodischen, strapazierten, unpraktischen, heimgesuchten Menschen, dessen Individualität Schmerz, Krankheit, Melancholie, Ermüdung, Schwärmerei ist und sich Mangelperscheinungen verdankt, Anomalien, fixen Ideen, lauter Hindernissen im Prozess effektiver

Selbstausbeutung.

In den Himmel unserer Vorbilder promovierten wir den Rechner, vorbildlich durch seine Geschwindigkeit, seine Kapazität, seine Leistungsfähigkeit auf dem Feld der unendlichen Parallelhandlungen, ein Ebenbild, das nicht sucht, nicht irrt, nicht zögert, das keinen Raum lässt für die Unterbrechung, die Erschöpfung, den

Interimszustand, den Irrweg, die Ratlosigkeit der Pause, den Skrupel. Ein Vorbild, das nicht nach der wichtigsten Information fragt, sondern nach der ersten, und diese ist bezeichnenderweise meist an den Verkauf gebunden.

Was für ein Rückgriff auf urzeitliche Beziehungen! In der Ethnologie gelten Zeigebewegungen als zu kurz geratene Greifbewegungen. Ja, so ein Rechner ist sogar

von vorbildlicher Dummheit,
ohne Einstrahlungen von
Differenz, ohne die
Anfechtungen einer
Subjektivität, die manchem
schon wie eine zu
überwindende Kulturstufe
erscheint.

So dehnt sich zugleich die
Logik entfremdeter Arbeit in
allen Zonen der
Persönlichkeitsbildung aus:
Nicht nur ermöglichen wir
unseren Arbeitgebern

schrittweise die restlose
Verfügung über unsere
Person durch schrankenlose
Erreichbarkeit, über unsere
Lebensführung durch
Übermittlung unserer
Gesundheitsdaten, über
Identifikationen, die
Sektenstrukturen haben und
Persönlichkeitsrechte
kränken, wir leiden sogar
unter »Freizeitstress«,
übersetzen unser Tun in
Kosten-Nutzen-Kalkulationen,

sind Spezialisten für Dinge,
die einmal der Effizienz
entzogen waren: Freizeit,
Faulheit, Prokrastination,
Selbstversenkung, Trauer,
alles wird Wissenschaft, wird
Kompetenz, wird Arbeit.
Etwas zu erarbeiten ist die
Erholung.

Die Arbeit, werden wir
schließlich sagen können, war
unsere Metapher, das
Medium, das uns vor der
Betrachtung der

Existenzfragen, vor der
Sichtung der Bedrohungen,
vor dem Protest und der
Ohnmacht bewahrte, und
manchmal wachten wir auf,
mitten in einer großen Stadt,
wo der Coca-Cola-Spot laut
von den Videowänden
schallte, so dass sich der
Schrei der Möwen dagegen
kaum behaupten konnte, und
fragten: Warum? Wie weiter?
Alte Fragen, an denen wir
zuerst wahrnahmen, dass sie

alt waren und dass sie
weichen würden, dem Coca-
Cola-Spot und seinem
Crescendo der in der Brause
jauchzenden Lebensfreude,
die perlt und schäumt, wie wir
es tun, wenn wir die
Protagonisten eines
Werbespots sein wollen oder
uns so fühlen dürfen.

Wir waren die, die
verschwanden. Wir lebten als
der Mensch, der sich in der
Tür umdreht, noch etwas

sagen will, aber nichts mehr zu sagen hat. Wir agierten auf der Schwelle – von der Macht des Einzelmenschen zur Macht der Verhältnisse. Von der Macht der Verhältnisse in die Entmündigung durch Dinge, denen wir Namen gaben wie »System«, »Ordnung«, »Marktsituation«, »Wettbewerbsfähigkeit«. Ihnen zu genügen, nannten wir »Realismus« oder »politische Vernunft«. Auf

unserem Überleben
bestanden wir nicht. Denn
unser Kapitulieren war auch
ein »Mit-der-Zeit-Gehen«.

So bewegten wir uns in die
Zukunft des Futurums II: Ich
werde gewesen sein. Da aber
die meisten Menschen kein
moralisches Verhältnis zur
Zukunft haben, sondern ein
pragmatisches, und da die
großen Zukunftsträume
ausgeträumt oder wahr
geworden sind, stellen sich

die Menschen die Zukunft oft nur noch unscharf vor. Nur Zeiten, die vieles zu wünschen übriglassen, sind auch stark im Visionären. Diese unsrige Zeit ist es nicht, deshalb befindet sich die Zukunft auch eher im Stillstand und wird einstweilen weniger imaginiert als vielmehr organisiert und kontrolliert.

Die letzte Epoche der Utopie hat begonnen, und wie alle Ressourcen wird auch die

Zukunft knapp. Am Ende aller Berechnungen ist sie eben keine gänzlich Unbekannte mehr. Was kommt, kommt dann nicht als Utopie, sondern als Spekulationsobjekt der Realpolitik, und da die wahren Paradiese ohnehin jene sind, die wir verloren haben, stellen sich viele die ideale Zukunft schon vor als die Wiederkehr des Vergangenen oder schlicht als Erlösung. So gesehen hat die alte Zukunft

keine Zukunft.

Doch nicht damit will ich enden, sondern mit jenen Menschen, die ehemals in eine Vorstellung der Zukunft aufbrachen, indem sie, in einen Stahlmantel eingeschlossen, befeuert von einer haushohen Stichflamme explodierenden Treibstoffs in den erdnahen Weltraum katapultiert wurden, jene paar hundert Menschen, die außerhalb der Erdatmosphäre

geatmet haben, in der
Schwärze des Orbits, in jenem
Raum, der so lange die
Zentralperspektive aller
Zukunftsvisionen bildete.

Vergessen wir für einen
Augenblick das Technische
daran und konzentrieren uns
auf das Ästhetische. Nichts
scheint die ersten Weltraum-
Reisenden vorbereitet zu
haben auf das, was die
Anschauung des Alls und der
Erde im All in ihnen auslösen

würde, demütig und poetisch
haben sie sich dem quasi
Religiösen einer Erfahrung
des Exterritorialen zu stellen
versucht und wieder einen
ersten Blick geworfen. Einige
haben für diese Erfahrung das
alte Wort »Ehrfurcht«
verwendet, haben im
Angesicht der unendlich
empfindlichen Hülle der
Biosphäre von »Respekt« und
»Achtung« vor der Schöpfung
und von der »persönlichen

Beziehung« zum
»Heimatplaneten«
gesprochen, haben aus
diesem Erleben ein Gefühl der
Verantwortung abgeleitet und
sich in einer tieferen
Bedeutung als »Erdenbürger«
erkannt.

»Ich schwebte, als sei ich
im Innern einer Seifenblase«,
sagte der polnische
Kosmonaut Mirosław
Hermaszewski. »Wie ein
Säugling im Schoß der

Mutter. In meinem
Raumschiff bleibe ich immer
das Kind der Mutter Erde.«
Es gab Kosmonauten, die auf
ihre Reise Musik mitnahmen,
aber zuletzt fast nur noch
Kassetten mit
Naturgeräuschen hörten:
Donnergrollen, Regen,
Vogelgesang. Andere hatten
ein Gemüsebeet im All und
züchteten Hafer, Erbsen,
Rüben, Radieschen und
Gurken, strichen mit der

Handfläche beseligt über die
frischen Pflänzchen oder
empfanden tiefe Trauer, als
Fische in einem Becken die
Reise nicht überstanden. Am
äußersten Ende der
Exkursion zu den Grenzen des
Erreichbaren, die
technologische Rationalität
mit einer Meisterleistung
krönend, entdeckten sie das
Kreatürliche, das Spirituelle
und das Moralische und
kehrten zurück zum Anfang,

zum Kind, zum Säugling, der
da liegt wie der
zusammengekauerte
Todesschläfer, der letzte
komplette Mensch. Seine
Zukunft muss ihm
unvorstellbar gewesen sein.
Sie ist es noch.

Editorische Notiz

Im Sommer 2015 arbeitete Roger Willemsen intensiv an einem neuen Buch. Es sollte »Wer wir waren« heißen und unsere Gegenwart aus der Perspektive der Nachzeitigkeit, also der Zukunft, betrachten. Er meinte es ernst mit dieser

Perspektive, mit ihrem moralischen Subtext, ihren ethischen Implikationen, und er suchte nach einer literarischen Möglichkeit, seinen Beobachtungen und Gedanken die nötige Kontur und Plausibilität zu verleihen.

Roger Willemssen hat dieses Buch nie geschrieben. Als er von seiner Krebserkrankung erfuhr, legte er den Stift zur Seite und zog sich aus der Öffentlichkeit zurück. Er tat

dies so konsequent, wie er von jeher schrieb, sprach und handelte, dem eigentlichen Leben noch im Sterben so zugewandt, wie man es von ihm als Schriftsteller, Denker und Redner kannte.

»Wer wir waren« wird man also so, wie Roger Willemsen es sich vorstellte, nie lesen können. Aber er hat einen Text hinterlassen, der eine Ahnung von seinem Vorhaben vermittelt: Als Roger

Willemssen am 28. Juni 2015
in Düsseldorf im Rahmen der
Verleihung der Ehrengabe
der Heinrich-Heine-
Gesellschaft seine
Danke Rede hielt, war dies ein
erster Test für die Gedanken,
die ihn in Zusammenhang mit
seinem Buchvorhaben
beschäftigten. Vermutlich
blieben sie von vielen
Zuhörern in ihrer
Ernsthaftigkeit unverstanden.
Das war einen Monat später

anders, als er eine überarbeitete Fassung unter dem Titel »Zukunftsrede« am 24. Juli 2015 im Rahmen der Festspiele Mecklenburg-Vorpommern auf dem Gutshof Landsdorf hielt. Es war sein letzter öffentlicher Auftritt.

Im Nachlass befinden sich drei Fassungen der »Zukunftsrede«: eine frühe Datei mit der Langfassung, eine spätere Datei mit einer für den Auftritt in Landsdorf

gekürzten und überarbeiteten Fassung und ein Ausdruck dieser kurzen Fassung mit zusätzlichen handschriftlichen Änderungen und eingeklammerten Passagen, die Roger Willemsen für den Fall, im Reden weiter kürzen zu müssen, markiert hatte. Für den Druck haben wir die gekürzte Fassung als Grundlage verwendet, aber die handschriftlichen Änderungen eingearbeitet und

die offenbar aus Kürzungsgründen weggefallenen Passagen aus der Langfassung übernommen. Offensichtliche Fehler wurden stillschweigend bereinigt.

Einige kurze Passagen dieser Rede hat Roger Willemsen aus früheren Büchern wie »Der Knacks« und »Gute Tage« übernommen. Sie gehören zum Material-Fundus, mit

dem er für Reden und Auftritte gearbeitet hat. Für sein entstehendes Buch »Wer wir waren« hatte er darüber hinaus eine neue und umfangreiche Materialsammlung angelegt.

Wir wollen diesen letzten Text, der Roger Willemsen so wichtig war, seinen Leserinnen und Lesern zugänglich machen. Sie werden einen Ton der Ernsthaftigkeit und

Melancholie wahrnehmen, der zwar alle Werke Roger Willemsens durchzieht, aber wohl noch nie so dominiert hat. Und trotzdem ist auch dieser Text hoffnungsvoll, fordert er doch überdeutlich zum Handeln und Umdenken auf. Die »Zukunftsrede« ist Roger Willemsens Vermächtnis.

Insa Wilke

Frankfurt am Main, August

2016

Über Roger Willemsen

Roger Willemsen, geboren 1955 in Bonn, gestorben 2016 in Wentorf bei Hamburg, arbeitete zunächst als Dozent, Übersetzer und Korrespondent aus London, ab 1991 auch als Moderator, Regisseur und

Produzent fürs Fernsehen. Er erhielt zahlreiche Auszeichnungen, darunter den Bayerischen Fernsehpreis und den Adolf-Grimme-Preis in Gold, den Rinke- und den Julius-Campe-Preis, den Prix Pantheon-Sonderpreis, den Deutschen Hörbuchpreis und die Ehrengabe der Heinrich-Heine-Gesellschaft. Willemsen war Honorarprofessor für Literaturwissenschaft an der Humboldt-Universität in Berlin,

Schirmherr des Afghanischen Frauenvereins und stand mit zahlreichen Soloprogrammen auf der Bühne. Zuletzt erschienen im S. Fischer Verlag seine Bestseller ›Der Knacks‹, ›Die Enden der Welt‹, ›Momentum‹ und ›Das Hohe Haus‹. Über sein umfangreiches Werk gibt Auskunft der Band ›Der leidenschaftliche Zeitgenosse‹, herausgegeben von Insa Wilke.

Die Herausgeberin Insa Wilke wurde 1978 in Bremerhaven geboren und lebt als Publizistin, Literaturkritikerin und Moderatorin in Frankfurt am Main. Sie veröffentlichte u.a. die Monographie ›Ist das ein Leben. Der Dichter Thomas Brasch‹ (2010) und ›Bericht am Feuer. Gespräche, E-Mails und Telefonate zum Werk von Christoph Ransmayr‹ (2014). 2010 übernahm sie die Programmleitung im

Literaturhaus Köln und gab diese Tätigkeit zugunsten des freiberuflichen Arbeitens 2012 wieder auf. 2014 wurde sie mit dem Alfred-Kerr-Preis für Literaturkritik ausgezeichnet.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Über dieses Buch

Roger Willemsens letztes Buch sollte ›Wer wir waren‹ heißen. Es sollte die Versäumnisse der Gegenwart aus der Perspektive derjenigen erzählen, die nach uns leben werden. Dieses Buch werden wir nie lesen können. Umso stärker wirkt eine Rede,

die Roger Willemsen noch im Juli 2015 gehalten hat: Sie ist nicht nur das melancholische Resümee und die scharfe Analyse eines außergewöhnlichen Zeitgenossen, sondern zugleich das leidenschaftliche Plädoyer für eine »Abspaltung aus der Rasanzen der Zeit«. Sie ist ein Aufruf an die nächste Generation, sich nicht einverstanden zu erklären. Roger Willemsen hat diese Rede

am 24. Juli 2015 gehalten. Es war sein letzter öffentlicher Auftritt.

»Wir waren jene, die wussten, aber nicht verstanden, voller Informationen, aber ohne Erkenntnis, randvoll mit Wissen, aber mager an Erfahrung. So gingen wir, von uns selbst nicht aufgehalten.«

Roger Willemsen

Impressum

Erschienen bei FISCHER E-Books

© 2016 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596
Frankfurt am Main

Covergestaltung: KOSMOS, Büro für
visuelle Kommunikation | Münster
Coverabbildung: Frank Mädler

Abhängig vom eingesetzten
Lesegerät kann es zu
unterschiedlichen Darstellungen des

vom Verlag freigegebenen Textes
kommen.

Dieses E-Book ist urheberrechtlich
geschützt.

ISBN 978-3-10-490404-7

Abonnieren Sie Ihren persönlichen Newsletter der Fischer Verlage

Ihre Vorteile:

Wir informieren Sie jederzeit über

- unsere Neuerscheinungen
- Lesungen und Veranstaltungen in Ihrer Nähe
- Neuigkeiten von unseren Autorinnen und Autoren
- Gewinnspiele u. v. m.

Unter allen
Neu-Abonnenten
verlosen wir
monatlich
ein Buchpaket

Melden Sie sich jetzt online an auf
www.fischerverlage.de/newsletter

Wie hat Ihnen das Buch
>Wer wir waren<
gefallen?

Schreiben Sie hier
Ihre Meinung zum
Buch

Stöbern Sie in
Beiträgen von
anderen Lesern

Der Social Reading Stream

Ein Service von **LOVELYBOOKS**

Rezensionen - Leserunden - Neuigkeiten



aboutbooks GmbH

Die im Social Reading Stream dargestellten Inhalte stammen von Nutzern der Social Reading Funktion (User Generated Content).

Für die Nutzung des Social Reading Streams ist ein onlinefähiges Lesegerät mit Webbrowser und eine bestehende Internetverbindung notwendig.